

Alles offen?

Denkmalpflege nach der Moderne

von ANDREAS PUTZ

„Es gibt sie noch, die guten Dinge“, lautet der Slogan einer bekannten Warenhauskette. Manchmal sind damit Schweizer Lawinenspaten (Entwurf 1939) gemeint oder auch Stahlrohrsessel von Marcel Breuer (1929). Außerhalb der Warenwelt der Gebrauchsartikel, in unserer gebauten Umwelt, sind die „guten Dinge“ aber zumeist älter. Unsere Baudenkmäler, so las man unlängst in der Broschüre „Denkmalschutz ist Klimaschutz“ der Vereinigung der Denkmalfachämter der Länder (VDL), „sind langlebig, nachnutzbar, reparierbar und bestehen aus dauerhaften Materialien und Konstruktionen“ – sie leisten damit einen direkten Beitrag zum Klimaschutz. Erst etwas weiter hinten wird klargestellt, dass sich dies im Wesentlichen nur auf die Objekte aus vorindustrieller Zeit bezieht, die sich durch robuste, fehlerverzeihende und reparaturfreundliche Konstruktionen auszeichnen. Die „guten Dinge“ zeigen uns damit, „wie Menschen in der Vergangenheit mit Ressourcen beim Bauen umgegangen sind, bevor wir die ‚Grenzen des Wachstums‘ überschritten haben“.

Neue Maxburg München, Pacelliblock, Sep Ruf und Theo Pabst, 1954–1957. Erneuerung der Fassadenbekleidung und umfangliche Nachbesserungen bis 1964. Fenster Obergeschosse 1980er/1990er Jahre. Wiederherstellung der Erdgeschoss-Fassade 2000er Jahre. Denkmalliste 1990er Jahre
(Foto: Ulrich Kneisel, TUM)

Was hier mit dem gleichnamigen Bericht des Club of Rome 1972 angesprochen wird, ist die Bauproduktion der letzten 70 Jahre. Es ist der weit überwiegende Teil des Gebäudebestands, der uns heute umgibt. Manches darin sehen wir als Baudenkmal an. Aber vieles von dem, was das „Projekt der Moderne“ (Jürgen Habermas) uns hinterlassen hat, ist auf den ersten Blick zunächst nicht wirklich reparatur- und damit auch nicht zukunftsfähig. Trotzdem werden wir weiter damit leben und es gebrauchstauglich halten müssen. Denn diesen Bestand wegzuwerfen und zu ersetzen, anstatt ihn weiter zu

nutzen, werden wir uns in der Masse kaum leisten können. Aus ökonomischen wie ökologischen Gründen, aus sozialen wie kulturellen. Es ist eben nicht nachhaltig, das Vorhandene, auch wenn es Mängel aufweist, unbedarft auf den Müll zu kippen für das scheinbar bessere Neue.

Reparatur lautet daher aktuell das Gebot der Stunde. Wieder, denn einen Ausweg aus den Produktionsprozessen der Konsumgesellschaft – „Weltreparatur“ – forderte man schon vor 50 Jahren. Was für ein „abstoßender Begriff“ aber, meinte der Architekturhistoriker Julius Posener noch anlässlich der Altbau IBA 1984, „man denkt an den Klempner“. Die „guten Dinge“, die Baudenkmäler, waren damals nicht gemeint, sondern das, „was nicht besonders ist, nicht eben bemerkenswert, weder künstlerisch noch historisch, noch als Dokument“. Eine Generation später hat sich dies grundlegend gewandelt, die Reparaturkultur wird grundsätzlich für die Denkmalpflege reklamiert. Die VDL sieht in oben genannter Broschüre die Denkmalpflege sogar als „Avantgarde einer Reparaturgesellschaft“. Freilich ohne auf den renommierten Denkmalpfleger Wilfried Lipp zu verweisen, auf den diese Aussage zurückgeht. „Reparaturgesellschaft“ meint in Österreich die Autowerkstatt – Lipp übertrug den Begriff als Alternative zur Konsumgesellschaft auf ein grundsätzlich anderes Verhältnis zu Technik und Natur. Unter dem Bewusstsein der planetaren Grenzen deutete Lipp ein ökologisches Konzept als „vernetztes System des ‚Reparaturprojekts der Postmoderne‘“ an. Seine Positionsbestimmung anlässlich der 7. Jahrestagung des Bayerischen Landesdenkmalamts 1993 erfolgte in kritischer Betrachtung der zeitgenössischen Denkmalpflegepraxis. Auch daran mag es liegen, dass sein Beitrag in der damaligen Diskussion einseitig als Versuch einer Rehabilitation der Rekonstruktion verstanden worden ist. Heute aber erhält er eine erstaunliche Aktualität.

Wir stehen womöglich tatsächlich an der Schwelle, die Lipp vorausahnte. Erstaunlich nur, dass wir in drei Jahrzehnten in unseren Diskursen nicht weitergekommen sind. „Wir sind zur Reparatur verdammt“, schreiben 2022 die Herausgeber der 250. Ausgabe der Architekturzeitschrift arch+, „The Great Repair“. Tatsächlich beschäftigen sich Denkmalpfleger und Denkmalpflegerinnen weiterhin mit Reparatur. Aber für andere umfasst der Begriff heute noch viel mehr. War die „geistig-moralische Wende“ (Helmut Kohl) zu Beginn der 1980er Jahre noch Ausdruck eines neuen Kulturkonservatismus, so wird unter dem Begriff einer „Bauwende“ – analog zur Mobilitätswende und zur Energiewende – ein progressives ökologisches Projekt vorangetrieben. Umbauordnung, Abbruchmoratorium, Gebäudeklasse E, Graue Energie wären Stichworte einer Architekturdebatte, die nicht weniger will als eine revolutionäre Abkehr vom Neubau, hin zu einem kreativen Umgang mit dem Bestand. Die neue Umbaukultur

will aber nicht wirklich Denkmalpflege, sondern bewusste Transformation, Veränderung, Anpassung und auch Verfremdung. Was bleibt? Rückzug auf die „guten Dinge“? Auf die vermeintliche Sicherheit einer elitären Klassik, die schon immer wusste, dass das mit der Moderne im Großen und Ganzen nichts wird?

Die Alternative wäre vielleicht Umberto Ecos „Opera aperta“, das offene Werk. Kann die materielle Substanz und die Bedeutung, die wir Baudenkmalern zuschreiben, aber offen sein? Wohlgermerkt nicht für jede Form der Anmaßung und Umdichtung. Aber der behutsame Umgang mit dem Erbe schließt dessen Anpassung nicht aus. Immer wieder muss es in die Hand genommen und neu bewertet werden. Gerade daraus ergeben sich erst die wirklich „guten Dinge“, die uns über die Zeit geblieben sind und die wir weitergeben können. Nicht, weil es scheinbar Originale sind – und wie beim eingangs erwähnten Warenhaus dann doch nur Replika. Im Bestand des letzten Jahrhunderts ist die geistige Idee des architektonischen Entwurfs durch das Urheberrechtsgesetz ohnehin rechtlich besser vor Verunstaltungen abgesichert.

Denkmalpflege ist aber nicht nur Reparatur – das ist sie auch. Reparieren kann man fast alles, oder vieles, was einen Gebrauchswert hat. Nicht jedweder Erhalt einer Nutzungsfähigkeit rechtfertigt den Begriff Denkmalpflege. Noch viel stärker als bisher wird sich

Moderne Spolien: ehem. Fluggastbrücke der Erweiterung des Flughafens München Riem, 1972. Heutiger Standort am Innenstadtcampus der Technischen Universität München, Rückseite des Institutsgebäudes im Innenhof, Rudolf Wienands, 1992–1995 (Foto: Andreas Putz)



die Denkmalpflege in der Reparaturgesellschaft, so sie denn kommt, um das kümmern müssen, was Wilfried Lipp 1993 das „transitorische Element des Denkmals“ genannt hatte: den Wert jener Spuren und materiellen Folgen, die aus den Prozessen des Alltags und seiner Geschichten heraus entstehen. Die Dinge kommen eben nicht als unveränderte Originale auf uns. Selbst das am besten erhaltene Objekt ist Gegenstand von Pflege und Mühen gewesen, kleineren Eingriffen, Anpassungen und Verbesserungen hier und dort. Geschichtszeugnisse sind auch diese Spuren anhaltender Wertschätzung.

Der selbstverständliche alltägliche Umgang aber wird nie dokumentiert. Selbst für die größeren Eingriffe, Betoninstandsetzungen etwa, neue Anstriche, Erneuerung der Leitungen, finden sich oft genug keine Unterlagen. Uns bleibt bisher nichts anderes, als Vorher und Nachher, Damals und Heute zu vergleichen. Und da wir zumeist in die Gebäude gehen, nachdem sie einige Zeit verwahrlost sind, erscheint uns alles Spätere als Verschlechterung. Ist dem wirklich so? Wo wir anfangen, diese Prozesse zu dokumentieren und zu erkennen – und die neuen digitalen Möglichkeiten erlauben uns

dies in bisher ungeahnter Weise – zeigt sich, dass das heute noch Unbedeutende und scheinbar Verzichtbare im jüngeren Gebäudebestand in den vielfältigen Formen der pflegenden und reparierenden Eingriffe liegt, die nötig waren, um weiter mit diesen nur scheinbar perfekten modernen Maschinen zu leben. Und wir werden sie weiter instand halten müssen.

Die Denkmalpflege hat sich in den letzten 200 Jahren in und mit der Modernisierung von Gesellschaft und Umwelt entwickelt. In der Bewahrung des Bestehenden war sie notwendiges Korrektiv – für Fortschritt braucht es Kritik, für Perfektion braucht es Skepsis. Gegenüber dem Ephemeren einer Zeit, die immer auf dem Sprung war, brachte die Denkmalpflege den Zeitaufschub, manchmal auch die nötige Gelassenheit, die Dinge einfach mal sein zu lassen, wie sie sind. Darauf wird es auch in Zukunft noch ankommen. —

Deutlich ablesbare Zeitschichten der ehemaligen Stadtmauer Münchens, dahinter Salvator Garage von Franz Hart, 1964–1965, darüber Aufstockung von Peter Haimerl, 2006
(Foto: Andreas Putz 2023)

